

Persönliche Erlebnisse auf dem Gebiet des Aberglaubens

Autor(en): **Buss, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-111827>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Persönliche Erlebnisse auf dem Gebiet des Aberglaubens.

Von Ernst Buss, Glarus.

Für ein zu Ehren Hoffmann-Krayers herauszugebendes Festheft des von ihm gegründeten und seit 20 Jahren so vorzüglich redigierten Schweiz. Archivs für Volkskunde einen Beitrag liefern zu dürfen, ist für einen Schüler Ludwig Toblers Ehre und Freude. Gerne leiste ich deshalb der an mich ergangenen Aufforderung hiezu Folge und will es im Nachfolgenden versuchen, aus meiner auf 7 Jahrzehnte zurückschauenden Erfahrung eine Reihe kleiner Erlebnisse zu erzählen, die zeigen, was von dem in rapider Abnahme begriffenen herkömmlichen Aberglauben unter unserm Volke tatsächlich noch lebt oder doch zu meinen Lebzeiten noch vorhanden war. Sie knüpfen sich an folgende Beobachtungsstätten: Grindelwald (1843—51), Aarberg (1851—57), Bern (1858—68), Utzenstorf bei Burgdorf (1869—70), Lenk im Obersimmental (1870—75), Zofingen (1875—79), Basel (1879—80) und Glarus (1880—heute).

In Lenk erwachte ich eines Tages früh um 4 Uhr über einem Lärm, der mir im Traum als das Rottenfeuer einer Infanterieabteilung vorgekommen war, sich dann aber als das Pochen eines Raben ans Fenster meines Schlafzimmers herausstellte. Ärgerlich suchte ich den ungebetenen Störefried hinwegzuscheuchen; allein er liess sich nicht vertreiben, sondern flog nur ans nächste Fenster und setzte dort sein fast taktmässiges, nur von kurzen Pausen unterbrochenes Gehämmmer unerbittlich fort. Bald waren meine sämtlichen Hausbewohner um den wunderlichen Vogel versammelt, und erschrocken fragte die Magd, was das zu bedeuten habe. Ich legte ihm Futter hin und bemühte mich, zu sehen, was ihn reizte, seinen Schnabel so beharrlich an den glatten Scheiben zu wetzen, aber ohne Erfolg. Das Futter liess er unberührt, hörte aber bis 10 Uhr nicht auf, an den Fenstern des Pfarrhauses und der benachbarten Kirche, nur an diesen, zu trommeln. Dann verschwand er. Andern Tages war Freitag, Wochenmarkt und Bauernbörse, und in der Kirche sollte eine Trauung und nachher Wochenkinderlehre stattfinden. Wer sich aber morgens 4 Uhr

wieder einstellte und sein Schnabelkonzert sofort wieder aufnahm, war Meister Schwarzrock. Zahlreiche Marktbesucher blieben verwundert stehen und machten kopfschüttelnd ihre Glossen. Die einen bedauerten das arme Brautpaar, dem ein so seltsamer Musikant zu seiner Hochzeit aufspiele; andre fragten sich angstvoll, was für ein Unglück nun wohl hereinbrechen werde, ob Feuer oder Krieg oder Pest. Endlich aber hörte ich zwei sonst verständige Männer zu einander sagen, den einen: „Das Ding gefällt mir nur halb; das ist kein „Ggaagg“ (Rabe), den andern: „Das ist gewiss kein Ggaagg“ und nach einer Weile: „Was für ein Pfarrer ist hier gestorben?“ Also ein wiedergekommener Pfarrer! Jetzt hatte ich genug. Ich liess den Sigrist rufen und schickte ihn, irgend einen Jäger im Dorf zu bitten, den Raben noch vor dem Hochzeitsgeläute herunterzuschliessen. Vergeblich. Keiner getraute sich. Das Gewehr' könnte zerspringen und der Schuss ihn selber treffen, hatte einem seine Frau zugerant. Schliesslich bestellte ich ein paar wurfsichere Konfirmanden, den Vogel mit Steinen zu verscheuchen. Das half. Die Trauung ging ungestört vonstatten. Während der Kinderlehre aber — o Graus! — begann der Schreckliche wieder, das Kirchenfenster zu bearbeiten und zwar so heftig und beharrlich, dass von Aufmerksamkeit keine Rede mehr sein konnte und ich die Kinder entlassen musste. Nun gab es aber ein Gerede dorfauf und dorfab, in allen Wirtshäusern, und ich musste Rede und Antwort stehen, wo ich ging und stand, so dass ich mich ernstlich fragte, wie das am Sonntag herauskommen würde, wenn der Spuk sich während des Gottesdienstes wiederholen sollte. Nachdem Samstag vormittags der Vogel mir wieder zu meiner Predigtvorbereitung beständig den Takt geschlagen, bot ich nochmals die Järgergilde auf, und siehe da! Sonntags früh brachte einer, sich das Schussgeld zu holen, das arme Tier. Es war rings um den Schnabel voll kleiner Geschwüre gewesen. Als ich acht Tage später ins Unterland reiste, wurde ich von Zweisimmen bis Weissenburg und Thun allenthalben über das Ereignis ausgefragt. Der Unglücksrabe hatte das ganze Simmental in Aufregung gebracht.

Nicht lange nachher gefiel es einem zutraulichen Käuzchen, einige Nächte hindurch seinen Standort auf unserm Gartenhäuschen aufzuschlagen und von da sein eintöniges Geschrei hören zu lassen. Im Pfarrhaus aber erlaubte sich

in eben diesen Tagen ein Kindchen zur Welt zu kommen. „Ach, das arme Kind! Die gute Frau Pfarrer! Welchem von beiden gilt es wohl?“ ratschlagten die bekümmerten Nachbarinnen. Es geschah jedoch keinem von beiden ein Leid. Gleichwohl waren sie, als die Eule bald darauf bei einem andern Hause krächzte, nicht sicher, ob es nicht doch für jemanden der Bewohner den Tod bedeute. — Nach dem kleinen Kauz der grosse. Längere Zeit hauste im „Schlegelholz“ zwischen Blankenburg und St. Stephan (im Obersimmental) hoch über der Landstrasse ein mächtiger Uhu, der des Nachts ein lautes, unheimliches Geschrei verführte. Als ich zu später Stunde da vorbeiging, gesellte sich ein Mann zu mir und gestand mir offen, er getraue sich nicht, des Nachts hier allein durch den Wald zu gehen; denn dieses wüste Geschrei sei das sichere Vorzeichen bevorstehenden schweren Unglücks. — Ein andermal — es war in den Neunziger Jahren — als ich in Brunnen dicht an der Dampfschiffände Quartier bezogen hatte und alles schon still und menschenleer geworden war, aber die Lichter den Platz noch hell erleuchteten, erhob sich unter den Fenstern des Hotels plötzlich ein durchdringendes Geschrei wie von einem geprügelten Knaben. Ich eilte auf die Altane und sah in der Tat ein Wesen wie einen kleinen Knaben, das, die Arme schwingend, hurtig, aber unbeholfen unter den Platanen des Quais durchhuschte. Die befragte Wirtin erklärte, das sei ein „Hü“, ein Uhu, der ab und zu, durch die Lichter angelockt, von den Felsen des Axen herabkomme; sie ermangelte jedoch nicht, hinzuzufügen, dass sie bei seinem Erscheinen jedesmal von Furcht ergriffen werde, da der Glaube an üble Vorbedeutung seines Geschreis dort ein allgemeiner sei.

In Grindelwald, wo mein Vater Pfarrer war, sassen einmal im Pfarrgarten gleichzeitig nicht weniger als vier Kuckucke auf den Bäumen, was für uns Kinder, namentlich weil sie öfter ihren Ruf ertönen liessen, ein sehr freudiges Ereignis war. Weniger erfreut hingegen erwiesen sich Knecht und Magd, die zwar Geld in der Tasche hatten, aber sagten, diese Vögel seien „vom Teufel“; man höre sie gern aus der Ferne; wenn sie aber in die Nähe kommen, bringen sie Unglück. — Sehr erschrocken waren auch unsere Wäscherinnen an der Lenk, als eines Tages während ihrer Arbeit eine Elster auf dem Dächlein des Waschhauses mit dem Schnabel heftig in

die Schindeln hackte und darauf vom gedeckten Mittagstisch, der eben in der nahen offenen Gartenlaube bereit gemacht wurde, sich ein Stück Fleisch von der Platte wegholte. Das bedeute, erklärten sie, gewisslich nichts Gutes. — In Grindelwald und Aarberg fand ich auch den Glauben noch lebendig, dass die Kühe rote Milch geben, wenn man die Rotkehlchen plage, während diese, wie gleicherweise die Schwalben, wenn sie am Haus oder der Scheune nisten, die letztern vor Blitz und Feuer, die Tiere und Menschen vor Krankheit bewahren.

Aber auch andere Tiere als Vögel sollen Vorauswiser, Ankündiger oder Herbeiführer heil- oder unheilbringender Menschenschicksale sein, mit andern Worten, mit guten oder bösen Geistern in Verbindung stehen und von diesen geheimnisvolle Kräfte empfangen. — Anlässlich der Hochzeit eines Lehrers von Lenk sassen wir abends im dortigen Gasthaus zur Krone fröhlich beim Mahle, unter den Gästen auch ein Mitglied des Gemeinderates, dessen Heim am Wallbach, einem reissenden Seitenbach der Simme, lag. Etwa um 11 Uhr erschien plötzlich atemlos ein Bote mit der Nachricht, „die Wallbachsau sei gekommen“. Diese Nachricht fiel wie ein Donnerschlag in die Versammlung. Totenbleich stand die Wirtin da; der Gerufene eilte sofort nach Hause; auf den Gesichtern vieler malte sich Schrecken, bei andern Verlegenheit. Alles stand auf und strebte auseinander, und mit der Festfreude, dem Singen und Tanzen war es aus. Die Wallbachsau hatte die ganze Hochzeitsgesellschaft auseinandergesprengt. — Was war es mit dieser? In Wirklichkeit hatte sich nichts ereignet, als dass der im Anzug befindliche Föhn hinten im Gehölz der Wallbachschlucht zu rumoren und quiekende, grunzende Töne zu erzeugen begonnen hatte, und es ereignete sich auch nachher nichts. Irgend ein abergläubischer Mensch aber hatte dieses Getön gehört und in seiner Angst für das Erscheinen des unter erwähntem Namen dort allgemein bekannten gespenstischen Schweines gehalten, das, wenn es komme, Ungewitter und Ueberschwemmung ankündige. Nach der Sage hatte eine Rabenmutter ihre Kinder hungern lassen, dafür aber ihre Schweine aufs beste gefüttert und war zur Strafe hiefür in ein Schwein verwandelt und zuhinterst in die Wallbachschlucht verbannt worden, wo sie zu Zeiten mit einem ganzen Rudel quiekender Ferkel unter wüstem Geschrei hervorbreche. Die törichte Botschaft von ihrem Erscheinen

hätte aber einen solchen Eindruck nicht hervorrufen können, und die Gesellschaft hätte sich nicht jählings aufgelöst, wenn nicht tatsächlich ein ansehnlicher Teil derselben an die „Wallbachsau“ geglaubt hätte.

In einem andern Hause von Lenk, im sogenannten Pöschenried, trug sich kurz vorher folgende ergötzliche Geschichte zu. Es wohnte dort ein einsamer, nicht sonderlich berühmter Mann, der im Verdachte stand, im Prozess einen falschen Eid geschworen zu haben. Dem bereiteten eines Tages seine Nachbarn folgenden Spass: sie jagten einen herrenlos herumschweifenden, hungrigen Ziegenbock in seine Wohnstube und schoben in derselben ein Bündel Heu in den hohlen Raum zwischen der Zimmerdecke und dem am drunter durchlaufenden Balken befestigten Brette, so dass der Bock auf den Tisch steigen und sich auf die Hinterbeine stellen musste, um vom Heu zu bekommen. Als nun der Mann von der Gerichtssitzung nach Hause kam und den fremden Eindringling aufrecht auf dem Tische stehen und mit vorgestreckten Hörnern sprungbereit sich gegen ihn erheben sah, packte ihn der Schrecken. Er stürzte hinaus auf die Strasse und schrie: „Zu Hilfe! Der Teufel will mich nehmen! Ich will alles bekennen“. — Ein anderer Lenker hatte am Markt zu Frutigen zwei weisse Ziegenböcklein gekauft und trieb sie folgenden Tages durch's Adelbodental hinauf, um von da über den Hahnenmoospass heimzugelangen. Nun war die Strasse nach Adelboden damals noch auf grosse Strecken ein enger Hohlweg, in welchem man Mühe hatte, mit Tieren aneinander vorbeizukommen. Unser Lenker aber wusste Rat. Auf den Aberglauben der Adelbodner spekulierend, ersetzte er die gewöhnlichen Stricke durch weisse Bänder, führte daran seine zwei weissen Böcklein und sagte zu den herunterkommenden Adelbodnern, die der billigern Preise wegen gewöhnlich erst am Nachmarkt nach Frutigen gingen, mit gedämpfter Stimme: „Stelled es Bitzi uos (gehet ein Bischen auf die Seite); es sin nid Böckeni, es sin armi Seelen“, und siehe da! in respektvoller Scheu wichen sie fast ausnahmslos vor diesen armen Seelen rechts und links auf die steilen Bänder des Hohlweges aus. — Die Gemsen dagegen gelten als Träger von Heilkräften. So erzählte mir ein bekannter Gemsjäger von Lenk, dass er öfter von Angehörigen Fallsüchtiger ersucht worden sei, wenn er in für sie erreichbarer Nähe auf die Jagd ging,

diese mitzunehmen, damit sie von einer eben getroffenen Gemse das Blut noch warm von der Wunde trinken können. Das sei das einzige wirksame Mittel gegen diese Krankheit.

Von Hasen. Mein Vater hatte einmal in Aarberg von einem Jäger einen Hasen zum Geschenk bekommen. Die Magd aber, die ihn zubereiten sollte, war durch kein Zureden zu bewegen, ihn auszuweiden oder zu kochen oder gar davon zu essen. Das dürfe man nicht, sagte sie und gab errötend zu verstehen, die Hasen könnten gelegentlich verkappte Hexen sein. Für diesen Glauben noch einen andern Beleg. — In Bern hatte ich während meiner Studienzeit Gelegenheit, in einem Biergarten das Gespräch einiger jungen Bursche zu belauschen, die sich ihre Abenteuer erzählten. Da schilderte einer bis in alle Einzelheiten, wie er kürzlich abends an der Aare bei Bremgarten auf der Jagd gewesen sei und wiederholt vor ihm in ziemlicher Nähe ein Hase, wie um ihn zu necken, in drolligen Sprüngen über den Weg gesetzt habe, sowie er aber die Flinte, angelegt, verschwunden gewesen sei. Endlich aber sei der Hase nochmals und zwar auf drei Beinen gehend, vorübergehüpft; er, der Sprechende, sei zum Schusse gekommen und habe, wie er deutlich gesehen, auch getroffen; wie er aber zur Treffstelle gekommen, seien wohl Blutspuren zu sehen, das Tier dagegen nirgends zu finden gewesen. Am andern Morgen aber habe man die alte Frau Soundso im Schlosse angeschossen und im Blute liegend in ihrem Bette gefunden. Die andern hörten ruhig zu; keinem aber fiel es ein, gegen diesen Hexenwahn sich aufzulehnen. — Auch dass einer, wenn ihm des Morgens auf der Reise als erstes Lebewesen ein Hase oder ein roter Fuchs begegnet war, verdrossen wieder umgekehrt sei, weil die Reise verfehlt herausgekommen wäre, habe ich verschiedenen Ortes, z. B. in Utzenstorf, unter Namensnennung als Tatsache erzählen hören. — Aber auch den Hund sah ich als verkappten Unglücksbringer gefürchtet. An der Lenk hatte einmal eine arme Frau, die aus irgend einem Grund im Gemeindearrest eingesperrt war, meinen Besuch gewünscht. Wie mir nun die Türe geöffnet wurde, lief neben mir zugleich mein schwarzes Hündchen hinein. Da stiess die Frau einen lauten Schrei aus, flüchtete sich mit raschem Sprung auf den Ofen und rief entsetzt: der Teufel, der Teufel! und ich hatte die grösste Mühe, sie zu beschwichtigen.

Selbst der Glaube an Drachen fand vor 50 Jahren noch Anhänger. In Bern hörte ich einen bekannten Photographen und Berggänger am Stammtisch seinen gespannt lauschenden Genossen ausführlich erzählen, wie er in Meiringen von einem Stollenwurm, der in der Schlucht eines nahen Wildbaches hause, gehört und sich mit ein paar Herren aufgemacht habe, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Umständlich schilderte er, was für Veranstaltungen mit Stangen, Leitern und Seilen nötig gewesen seien, um an die Stelle zu gelangen, wo man in die Schlucht hinunterschauen konnte, und sodann, wie das Tier endlich im Wasser aus seinem Winkel hervorgekrochen sei, ein Geschöpf, an Gestalt einem Krokodil zu vergleichen, doch viel grösser, mit furchtbarem, gefräßigem Rachen, kurzen Beinen und mit Schuppen gepanzert; den hintern Teil, der schlangenähnlich sein solle, habe er jedoch nicht sehen können. Er beteuerte heilig, das Ungetüm mit eigenen Augen gesehen zu haben, und der Widerspruch seitens der Tafelrunde wagte sich kaum hervor. — Ebenso hoch und heilig hörte ich in Bern einen schon ältern Seminaristen versichern, er habe den Holzwurm, das sogenannte „Totenchlefeli“, gehört; dieses Pochen an der Wand habe ihm Kunde gegeben vom Tode seines Vaters, der zu eben dieser Stunde daheim in seinem Geburtsort gestorben sei. Und die Witwe eines bernischen Universitätsprofessors erzählte mir selber, wie sie während der Agonie ihres sterbenden Vaters schnell in den Garten zum Bienenstand gelaufen sei und die „Bienen gerückt“, d. h. die Bienenkörbe ein bisschen von ihrer Stelle geschoben habe, damit sie nicht auch sterben, und in der Meinung, er könne so ruhiger sterben, resp. die Seele, die in Bienengestalt den Körper verlasse, könne ungehinderter ausfliegen.

Von Pflanzen. Im Glarnerland wird bei jedem Stall ein Hollunderbaum gepflanzt. Dieser vor Zeiten der Göttin Holda geheiligte Baum soll das Vieh vor schädlichen Einflüssen böser Geister schützen. Ich sah eines Tages oberhalb dem Glarus gegenüberliegenden Dorfe Ennetbühl einen solchen, zur Hälfte heruntergebrochen, seine verdorrten Äste weit in die Wiese hinausrecken. Einige Wochen später lag er noch unverändert im hohen Grase, und auf die Frage, ob man ihn denn nicht beseitige, erhielt ich zur Antwort: das tue man nicht; jeder würde sich scheuen, mit der Axt einen Streich

nach einem solchen Baum zu führen. Nach drei Monaten lag er noch da. Auch in Schwanden war unlängst die Frau eines bekannten, hochgestellten Beamten, wie sie meiner Frau erzählte, ausserstand, im Dorf einen Mann aufzutreiben, der ihr einen morsch gewordenen Hollunderbaum umgehauen hätte. — In Grindelwald, als ich auf einem Spaziergang Farrenkräuter abreißen wollte, wehrte mir die Begleiterin ganz erschrocken ab, das dürfe man ja nicht tun, sonst gebe es unzweifelhaft ein Erdbeben; und öfter im Leben kam es mir vor, dass Leute das Finden eines vierblättrigen Kleeblattes in vollem Ernst als glücksverheissende Vorbedeutung begrüßten.

Von Hexen. In Utzenstorf kam einmal eine alte, verbittert aussehende Frau zu mir ins Pfarrhaus mit einem Wickelkind im Arm, legte dieses mitten im Zimmer auf den Tisch und fing an, es loszuwickeln, indem sie mich bat, ich möchte das Kind ansehen. Als ich sie fragte, was denn an dem Kinde zu sehen sein solle, hatte sie es schon ganz nackt gelegt, wälzte es nach hinten und vorn und wiederholte immer: „Da sehen Sie nur!“ Ich begriff nicht, was sie meinte, und sagte endlich, ich sehe nur, dass es im Nassen liege und frischen Linnenzeuges bedürfe. Endlich rückte sie mit ihrem Anliegen aus: die Nachbarn sagen, das Kind sei „verderbt“, und ich solle nur sehen, ob das wirklich wahr sei. Sie klagte, man rede ihr nach, die kleinen Kinder seien vor ihrem Blick nicht sicher; auch dem Vieh im Stalle tue sie Leides an. Auf Befragen, was z. B., sagte sie, die und die Frau habe ihr vorgeworfen, sie habe ihrer Ziege „das Gitzeln verhalten“, d. h. diese am Werfen von Zicklein verhindert; in einem Stalle sollte sie den Pferden „die Schwänze in Zöpfe geflochten“, in einem andern mehreren Kühen die Schwänze zusammengeknüpft und gemacht haben, dass am Morgen zwei in einer Halfter vereinigt gewesen seien, sodass sie fast hätten ersticken müssen. Die Kinder auf der Strasse rufen ihr nach: Hexe, Hexe! und doch sei sie an alledem unschuldig. Dabei weinte sie bitterlich. — Im Kanton Bern erhielten in der ersten Hälfte der siebziger Jahre sämtliche Pfarrämter den Auftrag, behufs Aufstellung einer Statistik über Zahl und Zustand der Geisteskranken, diejenigen ihrer Gemeinde aufzusuchen und das Ergebnis der Umfrage dem Sanitätsdepartement einzusenden. Unter den zu beantwortenden Fragen war auch die nach der Entstehungsursache der Krankheit. Ich machte also die Runde bei den

15—20 in Betracht kommenden Geisteskranken der Gemeinde Lenk, und bei allen ohne Ausnahme lautete die Antwort gleich: Hexenwerk. Es wohne da in der Nähe ein „unrichtiges“ altes Weib, das die arme Jungfrau mit Spruch und Zeichen in diesen Zustand gebracht habe; oder: der jetzt taubstumme, verblödete Mann sei in seiner Kindheit ganz gescheit und recht gewesen; da sei aber einmal die und die triefäugige Frau nur einen Augenblick am Hause vorbeigegangen und habe ihn mit dem „bösen Blick“ angesehen; seither sei er ganz verändert; oder: ihr Feind Soundso habe dem Mädchen ein extra zubereitetes Gutchen zu essen gegeben, davon sei sie so geworden u. s. f. — Es ist nicht lange her, dass hier in Glarus eine Mutter aus gutem Stand mit ihrem dreijährigen Mädchen auf der Strasse ging und, als sie unversehens eine alte Frau mit geröteten Augen, die nach dem Glauben mancher „mehr konnte als Brot essen“, sich entgegenkommen sah, das Kind hinter sich versteckte und mit beiden Händen ihre Röcke in die Breite zog, soweit sie vermochte, damit die Frau es nicht etwa ansehen könne. — Und mehrmals ist es mir vorgekommen, dass Bauern, z. B. aus dem Adelboden, dem Sernftal etc., mich aufsuchten und um Rat und Mittel baten, ihre von bösen Nachbarn verderbten Kühe von ihren Krankheiten zu befreien. — An der Lenk war zur Zeit meiner dortigen Wirksamkeit auch der Glaube noch nicht ausgestorben, dass es Leute gebe, die „Milch ziehen“, d. h. indem sie den Melkkübel vor sich stellen, an eine bestimmte Kuh in fremdem Stalle denken, die Bewegungen des Melkens machen und einen Spruch dazu sagen, die Milch der betreffenden Kuh in ihr eigenes Geschirr herüberziehen können. Der übliche Spruch, der dabei zur Anwendung kommen soll, lautet: „Hexenbrauch und Sennenzoll, von jeder Kuh 3 Löffel voll!“ Es kamen auch Leute zu mir, die sich beklagten, ihre Kühe geben in der letzten Zeit viel zu wenig Milch und doch hätten sie wiederholt die ganze Nacht aufgepasst, ob jemand in den Stall komme, aber es sei niemand gekommen. Es könne da nicht mit rechten Dingen zugehen; ich möchte ihnen einen Rat geben. Selbst der sehr angesehene Pfarrer N. an der Lenk, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dort amtete, ist dem Verdacht, diese gefährliche Kunst zu verstehen, nicht entgangen. Oft hörte ich, von den einen im Ernst, von andern im Spass, erzählen, er habe einmal mit Gästen einen

Ausflug zum Fluhsee am Wildstrubel gemacht, von wo man direkt auf die gegenüberliegende Bommernalp hinsieht, und hier die Gesellschaft in folgender Weise mit einer willkommenen Erfrischung resp. Erwärmung überrascht: er habe die Gesellschaft sich lagern lassen, sich ein Weilchen hinter einem Felsen verborgen und sei dann mit einer „Gebse“ (einem runden hölzernen Milchgeschirr) voll dampfender Milch samt der nötigen Zahl von Holzlöffeln drin wieder zum Vorschein gekommen. Nachdem sich jedermann an diesem warmen Trunk herrlich erlabt, habe er die leere Gebse wieder hinter den Stein getragen, und niemand habe sie wieder gesehen. Gleichzeitig aber seien drüben auf Bommern die Sennen zum Essen gerufen worden und sehr verwundert gewesen, den Tisch, auf den die wohlbekannte Gebse doch gestellt worden, leer und die Gebse verschwunden, eine Viertelstunde später aber die Gebse samt den Löffeln wieder auf dem Tisch zu finden, doch ohne Milch darin. — Noch in der letzten Zeit meines Aufenthalts in Lenk wurde eine als geizig verschrieene, einsame Weibsperson beerdigt, die im Rufe stand, gutenteils von der Milch aus anderer Leute Ställen gelebt zu haben, obschon sie wunderselten ausging. Nach der Beerdigung sagte mir ein Mann in scheuer Entrüstung, noch während ihres Todeskampfes haben sich die Häfen und Schüsseln in ihrer Küche wie von selbst bis zum Ueberlaufen gefüllt, und von allen Seiten seien Eier zum offenen Fenster hereingeflogen.

Vom Teufel. Dass auch dieser Herr und Meister der Hexen noch da und dort in den Köpfen spuckt, hiefür ausser den schon erzählten vom Ziegenbock und dem schwarzen Hund noch zwei Beispiele: In meinen Knabenjahren hörte ich dem Gespräch zweier Basler Damen zu, die bei meinen Eltern zu Besuch waren und die Magd einer beiden bekannten Familie verhandelten. Die eine erzählte, diese Magd habe „mit dem Teufel einen Bund geschlossen“ und in Kraft dessen alles mögliche unternommen, ihre Herrin zu ärgern. Oft, wenn diese in die Küche getreten sei, haben Tassen, Schüsseln, Platten, bald einzeln, bald viele miteinander, sich von ihren Plätzen erhoben, seien in die Küche hinausgeflogen, jetzt in die Höhe, dann in die Tiefe, ohne zu fallen oder anzuschlagen, häufig sich im Kreise drehend und übereinander kugelnd, und schliesslich unversehrt an ihre Standorte zurückgekehrt. Erstaunt, so etwas geglaubt zu sehen, hörte ich die andere hinzufügen,

oft habe die Magd die Gestalt einer schwarzen Katze angenommen und, auf dem Herd oder in einem Winkel des Hausganges kauern, die Frau angefaucht und in Schrecken gejagt. Das Weitere vermochte ich nicht mehr anzuhören; es graute mir, und ich eilte hinweg. — Vor wenigen Jahren schilderte mir ein jüngerer Herr aus Ennenda (Glarus) seine Erlebnisse anlässlich einer Bergtour im Gebiet des Kärpfstocks. Beim Abstieg fiel Regenwetter ein, und er nahm mit seinem jüngern Genossen seine Zuflucht zu einem an steiler Halde stehenden Ställchen. Im Obergeschoss befand sich Heu; hier rasteten sie, um das Weitere abzuwarten. Darunter lag ein dunkles, nach oben teilweise offenes Gemach, in das man nicht gut hinuntersehen konnte, während von da aufsteigende Geräusche sehr gut hörbar waren. Plötzlich hörten sie das Knurren eines Tieres mit tiefer, gewaltiger Stimme heraufdringen. Es waren Töne, dergleichen sie noch nie gehört und die immer wilder und schrecklicher wurden. Da es den Herren schien, es könne sich um kein gewöhnliches Haustier handeln, rieten sie zuerst auf einen Bären. Doch kam ihnen auch dies als unglaublich vor. Schliesslich vereinigten sie sich darauf, es müsse, zumal das Gebrüll immer drohender wurde, der leibhaftige Gottseibeius sein. Sowie ihnen aber dies zur Gewissheit geworden, hielt es sie nicht länger. Entsetzt rannten sie — was hast du? was gibst du? — die steilen Hänge hinunter, ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Das war im 20. Jahrhundert!

Vom Alb. Vor einigen Jahren kam in Glarus ein Knabe zu mir mit dem Ansuchen, ich möchte das Büchlein, das er mir im Auftrag einer Frau X. übergab, segnen. Ich glaubte, es handle sich um ein Missverständnis, und suchte andern Tags die mir wohl bekannte protestantische Frau auf. Sie bestätigte, den Knaben geschickt zu haben, aber zum katholischen Pfarrer, und bekannte dann betreten, das Büchlein — es war der bekannte Reisesalter — habe sie einem andern, kleinern Knaben, der des Nachts oft Albdrücken habe und schreie, unter den Kopf legen wollen. Und im Bürgerasyl von Glarus wurde bemerkt, dass eine hier versorgte Frau aus Diesbach jeden Abend, bevor sie schlafen ging, ihre Pantoffeln kreuzweise übereinander unter das Bett stellte und, wenn die Wärterin sie zurechtschob, eigens aufstand, sie wieder in die Kreuzlage zu bringen. Befragt, warum sie das tue, antwortete

sie, damit sie nicht „geschrättele“, d. h. vom „Schrätteli“, alias Doggeli, dem Alb, gedrückt werde.

Von Gespenstern. Die Gebirgsnamen Unghürhorn, Teufelsstein, Diablerets, Piz del Diavel und ähnliche in der Schweiz weisen darauf hin, dass unsere Altvordern sich vorstellten, gewisse Berggipfel bilden den Aufenthaltsort böser Geister. Dass dieser Glaube gelegentlich noch in den Köpfen selbst sonst beherzter Männer spukt, hatte ich Gelegenheit, an einem köstlichen Erlebnis zu konstatieren: 1875 sass ich zu etwas ungewohnter Jahreszeit, anfangs Juni, auf dem Gipfel des Wildhorns, das das Lauenental beherrscht, um ein Panorama fertig zu zeichnen. Plötzlich sah mein Führer einen Mann mit der Flinte am Rücken, also unzweifelhaft einen Wilderer, langsam über den tief unter uns liegenden Gelten-gletscher heraufschreiten. Wir verhielten uns ganz ruhig und liessen ihn bis nahe an den nach dem Wallis hinüberführenden, höchsten Grat kommen, wo herunterfallende Steine ihn nicht treffen konnten. Dann aber erhoben wir gemeinsam ein lautes Geschrei: hu, hu! und liessen gleichzeitig ein herbeigewälztes mächtiges Felsstück los, das unter Donneregepolter auf den Gletscher hinunterstürzte. Der Wilderer blieb wie angewurzelt stehen, schaute staunend zu uns herauf, ohne uns sehen zu können, und rührte sich nicht von der Stelle. Nach langem, als alles ruhig blieb, setzte er endlich seinen Marsch fort. Darauf liessen wir aber ein zweites, noch grösseres Felsstück hinunterkollern und riefen so laut als möglich und anhaltend abermals: hu, hu! Und nun trat ein, was wir erwartet hatten: von Furcht ergriffen, kehrte der tapfere Schütze schleunigst um und lief zu unserm höchsten Ergötzen, so schnell ihn die Beine zu tragen vermochten und ohne sich nur ein einziges Mal umzusehen, den ganzen langen Gletscher hinunter. Die Berggeister hatten den Mann mit dem bösen Gewissen in die Flucht geschlagen. — An der Lenk und in Gsteig bei Saanen geht die Sage vom nächtlichen Säumer, einem gespenstischen Manne, der mit seinen mit je zwei „Lageln“ Wein beladenen Maultieren aus dem Wallis über den Rawyl- resp. Sanetschpass herüberkomme und immer an den Stellen anhalten müsse, wo er bei Lebzeiten Wein herausgenommen und mit Wasser nachgefüllt habe. Da wollen die Tiere nicht vorüber und müssen mit Gewalt weitergetrieben werden. Dann höre man, namentlich in Föhnnächten, das

Peitschengeknall und das Rufen und Fluchen der Treiber bis weit ins Tal hinunter. Nun versicherte mir ein alter Bürger von Lenk, der in jungen Jahren oft auch selbst Wein über den Berg geschmuggelt hatte, er habe den wilden Säumer schon mehrmals gehört; gesehen jedoch habe er nichts. Mir war es indessen zweifellos, dass er die Sache für Wirklichkeit hielt. — Ähnliches gilt vom gespenstischen Zauner in Scharnachtal oberhalb Reichenbach bei Frutigen. Der soll an einer bestimmten Strecke am Weg ins Kiental, wo weit und breit kein Haus steht, den Marchzaun verrückt haben und müsse nun zur Strafe dafür nach dem Tode dort in Ewigkeit, resp. bis ihn jemand erlöst, nächtlicher Weile zauen. Nun versicherte mir ein Mann an Ort und Stelle, er habe ihm mit eigenen Ohren wenigstens eine halbe Stunde lang zugehört, wie er Zaunstecken eingeschlagen, Zaunlatten gespalten und überhaupt alle die Hantierungen verrichtet habe, die zum Herstellen von Zäunen gehören; er sei den Geräuschen nachgegangen und habe, um ins Klare zu kommen, den Mann gesucht, aber nichts Sichtbares wahrnehmen können. Habe er vorn im Gässchen gesucht, so sei das Geräusch hinten zu hören gewesen, und habe er hinten alles abgesucht, so sei vorn gezaunt worden. Soviel aber sei für ihn jetzt sicher, dass etwas an der Sache sein müsse. — In Aarberg, wie überhaupt im bernischen Seeland, wird zuweilen, besonders an schwülen, dem Wetterumschlag vorangehenden Tagen, in der Luft ein dumpfes Knallen oder Rollen wie ferner, von Westen kommender Donner vernommen. Wenn das zu hören war, sagten zu meiner Knabenzeit die Leute, das sei das Murtner Schiessen, als ob die bei der dortigen Schlacht Umgekommenen heute noch kämpfen müssten. Oder man sagte: „Der Vögeler (also der Jäger) schiesst“. In Utzenstorf nennen sie die Erscheinung: „ds Thürste Gjegd“ und stellen sich darunter die wilde Jagd vor, ähnlich wie ihr einstiger Vikar Albert Bitzius, der spätere Jeremias Gotthelf, sie in Dursli, dem Branntweinsäufer, geschildert und in eben jene Gegend verlegt hat. Voran reitet der Jäger in Schlapphut und fliegendem Mantel auf seinem Schimmel, hinter ihm ein grosses Gefolge von Reitern, schnaubenden Rossen und bellenden Hunden. So fahren sie miteinander unter lautem Hallo durch die Lüfte. Ich kannte in Utzenstorf einen Herrn, Mitglied des Kirchenvorstandes, der diese Jagd selber mehr

als einmal über seinem Hause durchziehen gehört haben wollte und sagte, man habe jeweilen die „Tennstore“ hinten und vorn aufgetan, um die Jagd durchzulassen. — Von Aarberg nach Siselen zieht sich, der Neuenburgerstrasse entlang, eine fast stundenlange Allee, die in ihrer ersten Hälfte aus Kirschbäumen besteht. Diese Allee wird ausserhalb Bargaen quer von einem Feldweg durchschnitten, der im Volksmund „ds Römergsträtz“ heisst und vor Zeiten wirklich die römische Heerstrasse von Aventicum nach Petinesca und Soladurum war. Eines Abends nun, zur Zeit der Kirschenernte, hörte ich einen jungen Burschen seine Kameraden fragen: gehen wir diesen Abend in die Kirschen? und als er auf die Gegenfrage: wohin? antwortete: in die Siseler Allee, entgegneten die andern, da gehen sie nicht mehr hin. Sie seien kürzlich dort gewesen; aber es sei da nicht geheuer. Als sie sich etwa um 11 Uhr mit Kirschenessen eben recht gütlich getan, hätten sie ein sanftes Tönen und Singen gehört, das von Kallnach her über das Römergsträtz immer näher und näher gekommen sei, und schliesslich haben sie einen langen Zug in schwarze Mäntel gekleideter Gestalten unter dem Baum, auf dem sie sich gerade befanden, durchgehen sehen, voraus vier, die einen Sarg trugen, und hinter diesen eine endlose Menge von Männern und Frauen, die, fast unhörbar schreitend und etwas Unverständliches vor sich hersummend, die Strasse weitergezogen seien. Plötzlich habe es an der Kirche in Aarberg 12 Uhr geschlagen, und auf einmal sei alles verschwunden gewesen; ihnen aber seien die Haare zu Berg gestanden. Also das Nachtvolk.

Sowohl in Tänniken, Kt. Baselland, wo mein Vater Pfarrer war, als in Zofingen, wo ich in gleicher Eigenschaft die zweite Hälfte der Siebziger Jahre verbrachte, wird von einer Pfarrhauskutsche gesprochen, die zu Zeiten gespenstisch um Mitternacht vom Walde her bis zum Pfarrhaus fahre und dort verschwinde. Man wisse nicht, wer drin sei; es wird aber an beiden Orten ein einstiger Pfarrer vermutet, der keine Ruhe gefunden habe. Während nun mein Vater in Tänniken einen Nachbarn kannte, der versicherte, die dortige Kutsche wiederholt gesehen und gehört zu haben, erlebte ich es in Zofingen, dass eines Morgens in der Stadt das Gerücht umging, in der verflossenen Nacht sei die Pfarrhauskutsche wieder einmal gekommen und von vielen Leuten deutlich gehört worden, wie sie vom Finkenherd her durchs östliche Tor

herein und an der Bank vorbei durch die Obergasse bis zu den Pfarrhäusern gefahren sei. Gesehen wollte sie niemand haben; aber es gab doch erregte Gemüter, die das Ereignis für Wirklichkeit hielten und ihm eine schlimme Vorbedeutung beimassen. — In Glarus wurde um die Jahrhundertwende ein stadtbekannter Handwerksmeister beerdigt, der, ursprünglich Katholik, zum Protestantismus übergetreten war. Einige Wochen später verbreitete sich das Gerücht, man höre des Nachts in seinem Grabe deutlich klopfen; er werde keine Ruhe gefunden haben. Tatsache aber ist, dass von diesem Zeitpunkt an während etlichen Wochen manche Leute, die ihr Heimweg aus der Stadt am Friedhof vorbeiführte, es abends nicht mehr wagten, diesen Weg einzuschlagen, sondern lieber einen weiten Umweg wählten, um sich nicht der Möglichkeit auszusetzen, vielleicht das Klopfen zu hören. — Als ich in Bern studierte, geriet ein guter Teil der Stadt in Aufregung durch die Nachricht, es zeige sich jenseits der Aare beim sog. Gryphenhübeli ein brennender Mann, den man von der Plattformpromenade aus deutlich hin- und herwandeln sehe. Während einiger Abende fanden sich auch in der Tat eine Menge Menschen auf der Plattform ein, um sich zu überzeugen, ob es wahr sei. Er tat jedoch nur wenigen den Gefallen, sich zu zeigen. Ich war nicht darunter, kam aber in den Fall, Zeuge zu sein, wie einer der Glücklichen hartnäckig darauf bestand, es sei kein Irrlicht, wie ich, gestützt auf Erfahrungen, die ich im Grossen Moos gemacht, zu vermuten mir erlaubte, sondern ein wirklicher, feuriger Mann, der um irgend welcher Verbrechen willen da umgehen müsse. — Als Schreckgespenst fürchteten die Kinder in Grindelwald das „Boozi“, in Aarberg den „Hakenmann“, in Glarus den „Nachtfeier“, der die Füchse auslässt.

Von den Zwergen. An der Lenk war eine Frau K., die nicht nur selbst fest überzeugt war, dass diese kleinen Leutchen, von denen dort eine Menge Sagen umgehen, bis vor kurzem zahlreich im Tale gelebt haben, sondern mir auch erzählte, wie einmal ein Zwerglein, als ihr Vater oben an der Lochbergalp gemäht habe, plötzlich hinter einem Felsen hervorgekommen sei und mit ihm geredet habe. Und ein daselbst auf den „Plätzen“ einsam hausender Mann, mein Wetterprophet, schilderte mir aufs lebhafteste die schönen Abende, die er zur Winterszeit bei seinem Grossvater auf dem Ofen zu-

gebracht habe, wo öfter zwei oder drei Zwerge zum Abendsitz gekommen seien und sowohl den Gesprächen zugehört, als auch selbst allerlei seltsame Geschichten erzählt, interessante Steine gezeigt und einmal ein prächtiges Buch mit goldenem Schloss und schönen Bildern mitgebracht hätten, was er alles selber mit Freuden gesehen und gehört habe. Wenn es aber 11 Uhr geworden sei, dann haben sie sich durch nichts länger aufhalten lassen, sondern seien eiligst heimgegangen.

Vorbedeutende Zeichen. In Lenk ist es Sitte, dass bei den Hochzeiten das Brautpaar sich im Pfarrhaus einfindet und von da mit dem Pfarrer und den Begleitern in die Kirche zieht. Einmal hatte ich ein Paar zu trauen, von welchem die Braut zwanzig Jahre älter war als der Bräutigam. Als es anfing zu läuten und ich sie bat, sich nun bereit zu machen, nahm mich die Braut auf die Seite und fragte mich, ob sie wirklich mit diesem Manne zur Kirche gehen solle. Wie ich ihr entgegnete, das müsse sie selbst entscheiden, und jetzt sei ja die Verkündung vorüber und alles bereit, antwortete sie, also gut; sie wolle aber auf die Zeichen achten. Nach beendigter Trauung flüsterte sie mir beim Hinausgehen unter bedenklichem Kopfschütteln zu, er habe auf dem Weg zur Kirche zurückgeschaut. Einige Monate später marschierte der Ehemann, er war ein Spengler, entschlossenen Schrittes, das Bündel am Rücken, am Pfarrhaus vorbei und rief mir, ohne einen Augenblick stille zu stehen, zu, bei diesem Geizkragen bleibe er nimmermehr; nicht eine Tasse Kaffee gönne sie ihm, ohne zu schmähen. Andern Tages erschien sie selbst und verkündigte triumphierend: Habe ich's nicht gesagt? Es konnte nicht gut kommen; er hatte ja zurückgeschaut. — Als Knabe war ich einmal in Nidau bei Verwandten zu Besuch. Da sagte die greise Urgrosstante, in der Nacht habe die Spieldose, die schon seit Jahren unaufgezogen auf einem Schranke stand, plötzlich angefangen von selber zu spielen. Jetzt wisse sie, dass sie heute sterben müsse. Sie starb aber nicht. — In Glarus sass vor nicht langer Zeit der Jahrgängerverein der Siebziger anlässlich seiner Hauptversammlung vergnügt beim festlichen Mahle. Plötzlich entdeckte einer der Herren, dass sie ihrer dreizehn beisammen waren. Da erbleichte ein anderer und sprach den ganzen Abend kein Wort mehr, sondern sagte nur seinem Nachbarn ins Ohr, jetzt sei ihm das Todesurteil gesprochen. Er war als der letzte in der Gesellschaft erschienen. — Ebendaselbst

hatte ich eine arme Jungfrau, der eine Badekur ermöglicht worden, auf den zur Abreise vereinbarten Zug zu mir bestellt, damit ich sie zum Bahnhof begleiten und ihr dort Geld und Fahrbillet einhändigen könne. Sie erschien jedoch erst am folgenden Tag, obwohl sie wusste, dass ihr damit ein Tag für die Kur verloren ging, und nach dem Grund ihres Ausbleibens befragt, sagte sie, ihre Hausgenossen haben ihr den Reisesack versteckt, damit sie nicht abreisen könne; denn es sei gestern ein „schüli verworfener Tag“ gewesen. An diesem Tag sei der Teufel vom Himmel geworfen worden und seien alle bösen Geister los. Im Kalender aber stand zum 1. August Petri Kettenfeier. Also, Eidgenossen, aufgepasst! — Während der 44 Jahre meiner pfarramtlichen Tätigkeit ist es mir nicht ein einziges Mal vorgekommen, dass eine Trauung auf den Mittwoch angebeht worden wäre, und wenn ich etwa bei notwendig gewordenen Verschiebungen diesen Tag in Vorschlag brachte, stiess ich jedesmal auf entschiedenen Widerstand. Wie ich aber nach einem hierauf bezüglichen Gespräch in Utzenstorf erklärte, ich werde, um diese abergläubischen Befürchtungen Lügen zu strafen, meine eigene Hochzeit auf einen Mittwoch ansetzen, redeten mir nachher mehrere der Anwesenden im Vertrauen, zum Teil recht eindringlich, zu, ich möchte das doch nicht tun, der Mittwoch sei nun einmal zu allen Zeiten ein Unglückstag gewesen. Und die Inhaberin eines Plazierungsbureaus für Dienstboten bestätigte mir, es sei unmöglich, Mägde zum Dienstantritt auf den Mittwoch zu bewegen. — Dass das Erscheinen eines Kometen am Himmel, das Aufflammen eines Nordlichts, das Stehenbleiben einer sonst gutgehenden Wanduhr, das Zerspringen eines Glases beim Anstossen im Ernst als Vorzeichen bevorstehenden Unglückes aufgefasst wurde, habe ich mehr als einmal erlebt.

Zauberei. Als ich in Bern ein Privatgymnasium besuchte, warnte uns ein Religionslehrer bei Erklärung einer Bibelstelle über Zauberei nachdrücklich davor, Nägelabschnitte, ausgezogene Zähne oder abgeschnittene Haare wegzuwerfen oder dem Kehrbesen der Magd zu überlassen, da es Menschen gebe, die solche Dinge sammeln und denjenigen, von welchen sie herrühren, damit schweres Leid wie Hand- oder Fusskrankheiten, jahrelange Zahnschmerzen, Haarschwund und dergleichen antun können. Man solle sie ver-

brennen oder tief in die Erde begraben. Der Lehrer glaubte das also trotz seiner akademischen Bildung. — Im Glarnerland wird kaum ein Schneider Knabenbeinkleider abliefern, ohne ein „Spisshölzchen“ in die rechte Tasche versteckt zu haben. Denn dieses, ein zolllanges, schmales, vorn zugespitztes Hölzchen, an gewissen Tagen und unter Besprechung vor Tagesanbruch hergestellt und hineingetan, soll den Träger des Kleides sicher davor bewahren, dass ihm kein „Spiss“ (Spreissen) d. h. Holzsplitter in die Haut eindringe. Eine Dame aus den höchsten Kreisen bestätigte mir, dass dieses Mittel sicher wirke; der Glaube daran ist auch allgemein verbreitet. — Bekannt ist, dass die Katholischen fast durchweg Skapuliere, eine Art Amulette, tragen, die sie an einem besondern Feiertag in der Kirche erhalten. Ich habe aber einmal an einem Badeplatz ein Amulett gefunden, das einem Protestanten gehörte. Es war ein kleines, an seidener Schnur befestigtes, von Seidenstoff eingefasstes, mit dem sogenannten Hexenstich d. h. übers Kreuz zusammengenähtes Täschchen, das ein vielfach zusammengefaltetes Stück Papier von zirka 13 cm Breite und 8 cm Höhe enthielt. Auf diesem Papier stand geschrieben: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Gicht und Gesücht, Krampf und Dampf geh dem K. J. (die vollen Namen des Trägers) aus Bein und Mark! Gicht und Gesücht, Krampf und Dampf geh dem K. J. aus Ohr und Hals!“ Dieser Satz folgte mit immer wieder anderer Gliederbezeichnung noch fünf mal. Der letzte schloss mit der Zusammenfassung „aus allen, allen Gliedern!“ An Stelle der Unterschrift standen drei Hexenfüsse (Pentagramme). Das war alles. Ich fragte die Mitbadenden, wem es gehöre, und als sich niemand dazu bekannte, schnitt ich es vor aller Augen auf und las es vor, was der Mehrzahl zur Belustigung gereichte, während der Betroffene sich beschämt hinwegschlich. — Ein andermal fand ich auf der Strasse unfern von einem Hause — es war in Grindelwald — eine schöne, neue Schnur, in die an 5 oder 6 Stellen ein loser Knoten geschürzt war. Löste man den Knoten, so kam an der Schnur ein noch frisches Tröpfchen Blut zum Vorschein. Dieses Blut stammte von den 5 oder 6 Warzen, die ein junges Mädchen an seinen Händen hatte. Es hatte dasselbe unter gewissen Besprechungen an die Schnur gestrichen im Glauben, infolge Berührung mit dem Blute werden die Warzen

auf die Hände desjenigen übergehen, der die Schnur aufhebe und die Knoten auflöse, während sie zugleich an ihren Händen für immer verschwinden werden. Sie schaute auch mit schadenfrohem Lächeln hinter dem Vorhang zu, als ich Unglückseliger ihre menschenfreundliche Absicht erfüllen zu wollen schien. — Wiederholt wurde ich von Gemeindegossen verschiedener Orte in aller Naivetät gebeten, ihnen ein Stückchen Abendmahlsbrot zum Nachhausenehmen zu geben, weil es Segen ins Haus bringe. Es ist mir aber ebenso vorgekommen, dass Abendmahlsgossen das ihnen in der Kirche gereichte Stückchen, statt es in den Mund zu nehmen, in die Tasche zu stecken versuchten. Nachher darüber zur Rede gestellt, sagte eine Frau, sie hätte es gerne zum Schutz gegen Anfeindungen in einem Täschchen auf dem Leibe mit sich herumgetragen, und ein junges Mädchen, sie haben zu Hause eine kranke Ziege, der habe sie es zu fressen geben wollen. Also das Abendmahlsbrot als Haussegen, als Amulett und als Medizin für Tiere! — In Utzenstorf sah ich viele junge Obstbäume am Stamm mit weissen Tüchern umwickelt. Es waren die Tücher, mit denen man die Leiber Verstorbener gewaschen hatte. Man liess sie am Baum, bis sie von selbst abfielen, und es verband sich damit der Glaube, sowie das Tuch abfalle, sei der Leichnam im Grabe verwest, und nun werde die Seele mit der frischen Wachstumskraft des Bäumchens zu neuem Leben auferstehen. Das Umbinden des Tuches sollte also der Seele das Auferstehen ermöglichen, beziehungsweise erleichtern. — Ein Mittel für junge Mädchen, sich Auskunft darüber zu erzwingen, ob und mit wem man sich innert Jahresfrist verloben werde, ist das sogenannte Andreslen. Ein junges Mädchen gestand mir, dies in folgender Weise praktiziert zu haben: Am Abend des Andreastages (30. November) habe sie sich in ihre Kammer eingeschlossen, dieselbe beim Schlag der Mitternachtsstunde ausgekleidet rückwärts zu wischen begonnen und während des Wischens gebetet:

Heiliger Andreas, ich bitt dich,
 Bordbrett, ich tritt dich.
 Lass mir erscheinen
 Den Herzallerliebsten meinen,
 Wie er geht und steht,
 Wie er mit mir zur Kirche geht.

Sie habe gemeint, nun das Bild ihres Zukünftigen irgendwie unter dem Tische zu sehen. Das sei indessen nicht ein-

getreten. Dagegen sei er ihr in eben derselben Nacht im Traume sehr deutlich erschienen als ein schön gewachsener junger Mann mit Schnurrbärtchen, gelbem Strohhut und einem Spazierstöckchen in der Hand. Sie hatte ihn schon gekannt. Zu einer Verlobung jedoch kam es für sie nie. — Ein anderes junges Mädchen, das in Riedern (Glarus) wohnte und mich um Rat ersuchte, was sie tun könnte, um ihren Geliebten, der sich wieder von ihr abwenden zu wollen schien, sicher an sich zu fesseln, bekannte mir, hiezuhierzu zwar schon ein Mittel angewendet zu haben, jedoch ohne Erfolg. Sie hatte ihm nämlich nach Angabe einer Freundin einen Liebestrank aus Wein, Muskatnüssen und einer Pflanze, deren Name mir entfallen ist (Allermannsharnisch?), bereitet und zu trinken gegeben. Er habe ihn auch sehr gern getrunken. — Schlimmer schon ist, was mir eine Frau aus Riedern klagte: ein Nachbar, mit dem sie in Streit geraten, habe ihren Mann „vernagelt“, infolgedessen er ganz stumpf und melancholisch geworden sei und aufgehört habe, zu arbeiten. Auf Befragen, worin denn dieses Vernageln bestanden habe, antwortete sie, er habe Sachen von ihrem Manne wie Nastuch, Krawatte, den blutigen Daumen eines von ihm getragenen Handschuhes u. a. m. sich zu verschaffen gewusst, dann in einer verrufenen Nacht zu bestimmter Stunde oben in den Stamm eines Birnbaums, den sie mir von ihrem Fenster aus zeigte, ein Loch gebohrt und diese Gegenstände hineingestopft, schliesslich das Loch unter wüsten Verwünschungen zugenagelt und mit Rinde so verdeckt, dass man es nicht mehr finden könne. Seitdem ihr Mann das wisse, denke er nur immer dem nach und habe allen Lebensmut verloren. — Das Ruchloseste aber, was mir auf diesem Gebiete begegnet ist, habe ich als älterer Student in Bern erlebt. Ich hatte im Dienst des freiwilligen Armenvereins das Pöstchen eines Pflegers für das Mattenquartier übernommen und besuchte in dieser Eigenschaft regelmässig eine Anzahl dort wohnender Familien, die von jenem unterstützt wurden. Da traf ich es denn eines Tages zu einem argen Streit zwischen einem Ehepaar. Der Mann war dem Trunk ergeben und misshandelte seine Frau, wenn sie schalt; sie aber kränkte ihn täglich mit dem Schwert ihrer spitzigen Zunge, das sie auch in meiner Gegenwart nicht in die Scheide zu stecken vermochte. Als er ihr nun, wenn sie nicht endlich schweige, eine neue Tracht Schläge verhiess,

erhob sie sich zornfunkelnd und schrie: jetzt weiss ich, was ich tue, ich gehe nach Plaffeien zu den Kapuzinern und lasse dich zu Tod beten! Als ich nach einiger Zeit wieder ins Haus kam, lag der Mann schwer krank zu Bett, und eine fremde Frau pflegte ihn. Er aber sagte mir, seine Frau sei von ihm weggegangen direkt nach Plaffeien und nicht zurückgekehrt. Er wisse nicht, wo sie hingekommen sei; aber seit dieser Zeit sei er nicht mehr gesund, er müsse immer an ihre teuflische Drohung denken und spüre gut, wie es mit ihm rasch dem Friedhof zugehe. Unter der suggestiven Wirkung der Idee, es werde im Kloster beständig dafür gebetet, dass er bald sterbe, hatte er jede Willenskraft, seinen alkoholisierten Körper in Zucht zu nehmen und sich geistig aufzuraffen, verloren. Es ging auch nicht lange, so trug man den zu Tode geängstigten Mann zur letzten Ruhestätte.

So tief greift der Aberglaube tatsächlich ins Leben ein.
